

Erzgebirgische Heimatblätter



Beilage der Obererzgebirgischen Zeitung

Nr. 25 — Sonntag, den 21. Juni 1936

Druck und Verlag von Friedrich Seidel, Hauptschriftleitung: Siegfried Seidel, beide Buchholz i. Sa.



Was die alte Hammerlinde erzählt

Zur 500-Jahrfeier des Frohnauer Hammers

Von Siegfried Seidel.

's ist um die Hammerlinde voll
und alles tanzte schon wie toll,
Suchheißa he, so ging der Fiedelbogen.

500 Jahre Frohnauer Hammer, wer von uns

könnte da etwas erzählen aus jener Zeit der Errichtung des alten Hammerwerkes zu Frohnau. Weit und breit können wir da Umschau halten, aber nicht einer aus unserer Generation kann da Zeugnis ablegen, es sei denn, daß er in alten Chroniken und Büchern nachgeschlagen und herumgewühlt hat, um etwas aus der Geschichte des alten Frohnauer Hammers zu erfahren. So stehe auch ich um dieses Geheimnis still und verlassen in mitternächtiger Stunde vor dem alten Hammer, dessen Dach sich unter dem Gezweig der alten Linde kuschelt, als wäre der Frohnauer Hammer dort geborgen in den Armen eines alten Freundes aus längst vergangener Zeit. Das lustige Bößchen, von dem unser Bild berichtet, hat unter dieser Linde bei lustigem Fiedelklang und erzgebirgischem Lied sich einst bei frohem Tanz zu Paaren gefunden. Nun ist es längst heimgezogen mit der alten Zeit. Nur noch das Wasser des Sehmaflüßchens plätschert geschwählig zu Füßen der alten Linde, im Vorbeispringen liebkost es das alte Mühlensrad, das sich längst nicht mehr zu praktischer Arbeit dreht. Gewuchtet ruhen die Eishämmer wohl in der großen Halle des Hammers und träumen von vergangener Zeit. Längst verloschen sind die Frischfeuer in den Raminen, das Gefänge der gewaltigen Blasebälge liegt still. Kein Hammerschlag erklingt. Still und einsam liegt die Welt um das alte Hammerwerk von Frohnau.

Die alte Zeit ist mit ihr schlafen gegangen. So steh' ich also ganz verlassen und weiß nicht, wer mir erzählen soll, was ich hier diesen unjeren „Erzgebirgischen Heimatblättern“ am Geburtstag des Frohnauer Hammers so gern doch anvertrauen möchte, um Kunde zu tragen hinaus in die weite Welt, von dem frohen Fest, welches wir in diesem Jahr 1936 feiern dürfen, — das 500. Geburtsfest des altherwürdigen Frohnauer Hammers.

Wer nur diesen Geburtstag auf diesem Jahr des Heils festgelegt haben mag, so denke ich bei mir. Niemand gibt auf die Frage Antwort. Da aber fährt ein leichter Nachtwind auf, rüttelt und schüttelt ein wenig in der alten knorrigen Lindenkronen über mir. Da wisfelt es in den Blättern der Hammerlinde und als ich aufmerksam hinhorche, da raunt mir's auch etwas zu. Aus der alten Linde ward mir plötzlich ein Gesicht, just so, wie's wohl anno 1502 einem gewissen angesehenen und würdigen Manne, namens Lorenz Pflaß, der Sage nach ergangen sein soll, als er gen Annaberg über Frohnau des Wegs kam. Ihm war, als ob er

den Hammergeist gesehen habe und die Erde erschütterte sich in der Gegend von Frohnau, wo man hernach ein Bergwerk anlegte, das reichen Segen brachte. Zum Dank solch seltsamen Geschehens stand zu Frohnau wohl ein Kirchlein mit gar wertvollem Altarbild. — Der Hammergeist — so schoß mirs in den Sinn — sollt ers wirklich sein, der da zu mitternächtlicher Stunde aus der alten Hammerlinde zu mir niederschaute. Von ihm, bestimmt von ihm — da werd ich wohl ein wenig erfahren was zu wissen ich ausproben war, um meines Amtes als Schriftleiter die-



Die altbekannte Hammerlinde.



(Photo: A. Metke, Annaberg.)

Eine Szene des Spieles vom Frohnauer Hammer.

fer „Erzgebirgischen Heimatblätter“ zu walten. Und in der Tat, als ich mich ein wenig auf dem alten Fichtenstamm ausruhte, den man weit aus dem Forst vom Fichtelberg hierher geschleppt hatte, damit er eine neue Welle für das Hammerwerk abgäbe, da wurde mir das Gesicht des Geistes immer deutlicher und ich hörte eine Stimme, wie die eines altehrwürdigen Greises aus längst vergangener Zeit.

„Was weißt Du, armseliges Menschenkind des verwöhnten 20. Jahrhunderts“ — so begann der Hammergeist seine Erzählung — „was weißt Du von der Last und Mühe unserer Tage. Hör zu, was ich Dir zu erzählen habe von den alten erzgebirgischen Hammerschmieden, von denen Du vielleicht das alte Sprichwort kennst:

Kein Hammerschmied stirbt, sondern er kommt von der Welt, er weiß nicht wie.

So wie dieses Sprichwort besagt, ist mirs auch ergangen. Ich habe die Blütezeit dieses Frohnauer Hammers mit erlebt, aber als es dann niederging mit unserem Handwerk, da mußte ich wie die anderen betteln gehn von Hammerwerk zu Hammerwerk — sterben aber konnte ich nicht, ich kam über die Grenze aus meiner sächsischen Heimat und kam aus der Welt — weiß selbst nicht wie. Aber hier in dem Geist der alten Hammerlinde ist mein Geist zurückgekehrt, da wohnt er und er läßt mir nicht Rast und Ruh, weil ich mich Sorge um meinen Frohnauer Hammer, daß er nicht verfällt, wie ich schon manche Zeit befürchten mußte, bis endlich der Hammerbund sich aufrat und mir die Sorge ein wenig abnahm. Wie hab ich mich gefreut, seinen Beratungen im Frohnauer Hammerstübchen zur Zeit des alten Martin und des jetzigen Hammerwirtes Lorenz zu lauschen, wie stolz war ich, als ich die Pläne erfuhr von den Hammerjubiläumsfeierlichkeiten, die nun anbrechen. Du sollst ihnen von mir Dank sagen, diesen Mitgliedern des Hammerbundes und all den Männern Eurer neuen Zeit, die sich zur alten Geschichte meines Frohnauer Hammers so stark jetzt bekennen, um seinen Geburtstag zu feiern nach 500 langen und bangen Jahren. Hörst Du, Du sollst das ihnen ausrichten und ihnen sagen, daß ich mich freue, daß sie des Hammers 500jährigen Namen nun wieder zu Achtung und zu Ehren in der Welt bringen. Er hats verdient, der alte Frohnauer Hammer, das glaube mir, denn viel Segen ist von ihm ausgegangen zu aller Zeit und ein gar fleißig Völklein waren wir alten Hammerschmiede des Erzgebirges. Mit dem Bergseggen des Erzgebirges hängt ja unser Gewerbe und hängen die alten Hammerwerke zusammen. Mit dem Beginn des Silberbergbaues war der Abbau von Eisenerzen verbunden und so entstand eine Anzahl von Hochöfen und Hammerwerken, in denen man, bei dem vorhandenen Reichtum an Brennstoffen aus den erzgebirgischen Wäldern die Erze an Ort und Stelle geschmolzen und bearbeitet hat. Wie das vonstatten ging, bezeugen noch heute die Inneneinrichtungen unseres Frohnauer Hammers. bezeugt aber auch das Schwesterwerk dort drüben an der Grenze bei Kupferhammer-Grünthal und bezeugen all die anderen Hammerwerke, die da als Zeugen stehen aus dem silbernen Erzgebirge. Ein Hochofen, 4 bis höchstens 7 Meter hoch, 1¼ bis 1½ Meter im Bauche weit (also von sehr geringen Ausmaßen), mit einem durch Wasserkraft getriebenen Gebläse diente zur Schmelzung der Eisenerze. Der Hochofen wurde gewöhnlich täglich zwei Mal abgestochen; ein Gang wog 12 bis 16 Zentner. Der Hammer, ebenso wie das zum Herd (oder Hammerfeuer) gehörige Gebläse, durch Wasserkraft in Bewegung gesetzt, 5 Zentner schwer, schlug das gewonnene Eisen zu einer homogenen Masse, indem die Schlacken aus demselben herausgetrieben und Eisenstücke hergestellt wurden, welche man nachher zu Stangen von beliebiger Stärke und Länge ausschmiedete.

Zu jedem Hochofen gehörten sechs Arbeiter: ein Steinpocher, zwei Aufgeber, zwei Hochöfner, ein Schlacken- oder Wascheisenpocher. Bei einem Stabhammer oder Frischfeuer arbeiteten der Frischer, der Vorschmied, zwei Pürsche, ein Junge; bei jedem Blechfeuer, wo das Eisen zu Blechen geschmiedet wird, sieben: der Blechmeister, der Ausaleicher, der Herdschmied, der Urweller,

der Behrknecht, zwei Kölselaufgeber. Im Zinnhause, wo das Blech verzinnt wird, der Meister, drei Gesellen, ein Junge, vier Wischweiber. Das Verzinnen der Eisenbleche war seit 1620 in Aufnahme. Außerdem brauchte jedes Hammerwerk noch einen Kohlenbrenner und vier Tagelöhner. (Best.)

Es wurde auf diesen und anderen Hammerwerken der vorrätige Eisenstein im Hochofen vermittelst des Gebläses geschmolzen, und wenn der Herd voll lauterer Eisen mit einer eisernen Stange ein Loch in Vorherd gemacht, worauf das laute Eisen in die hierzu gemachte Form oder Leisten lief. Das hieß ein Gang. Aus dergleichen wird Stabeisen geschmiedet. Wenn das Eisen nicht mehr so lauter, wird es ausgebrochen und zu Teilen von 10/21 Zentner gehauen. Diese nimmt der Blechmeister über, macht sie heiß, zerschrotet sie und macht Stangen, oder er zahnet sie (zieht sie aus). Mit einem kleineren Hammer teilt man die Stangen in Stücke, welche man breitschneidet, ins Feuer legt, wieder streckt („gleicht“) und das wiederholt, bis sie die rechte Breite haben. . . . Die guten Bleche werden verzinnt, nachdem sie vorher gerichtet, beschnitten und gebeizt sind. Man verzinnt 100 Blatt auf einmal. Darauf werden sie sortiert. Man nennt „Kreuz“ das stärkste Blech, „Fuder“ das mittlere, „Sensler“ das schwächste Blech und den Ueberrest „Auswurf“. Die Hammerschmiede waren ein starkes und dauerhaftes Volk, das kam von ihrer schweren Arbeit, wozu nicht geringe Fortschritte erforderlich war. Sie hatten an allen ihren Werktagen und bei ihrer Arbeit nichts mehr an als ein Hemd und ein Schurzfell, und weil sie immer am Feuer standen, ging viel von ihrem Lohn aufs Getränke. Daher sie in den Privilegien „unbändig Hammervoll“ heißen; es ist ihnen aber zu dieser Zeit der Mut ziemlich gefallen.

Das hab ich selbst mit verspürt, so erzählte der Hammergeist weiter. Schon 1697 gingen etliche der Hammerwerke wieder ein, weil sie nicht mehr so viel Holz erhalten konnten, als sie zu den ihnen nötigen Kohlen bedurften. Denn trotzdem sie sich entschlossen „Stöcke“ zu verbrauchen, beschränkte fast jede Verfügung des Landesherrn den Bezug des billigen Brennmaterials, und mit dem Stillstand des Hammers trat gleichzeitig auch der Stillstand der ihn versorgenden Eisensteingruben ein.

Wie's nun aber dem Frohnauer Hammer ganz persönlich in dieser Zeit erging, das erzählte mir der Hammergeist in kurzen Umrissen genau so, wie's in der Bearbeitung der Geschichte des Hammers von Johannes Sehm erzählt wird, dessen Büchlein ja auch in der Druckerei unserer Erzgebirgischen Heimatblätter in Buchholz hergestellt worden ist und er schilderte das alles wie folgt:

„Wann die Obermühle in Frohnau, der jetzige Hammer, angelegt worden ist, läßt sich nicht sagen. Ihre älteste Geschichte ist in das graue Dunkel der Vergangenheit gehüllt. Anzunehmen ist aber wohl, daß die Mühle mit dem Dorfe Frohnau angelegt worden ist, einer Siedlung, die um Jahrhunderte über die Gründung der Stadt Annaberg zurückreicht. Die Mühle zu Frohnau tritt uns in der Geschichte zuerst entgegen, als Caspar Nitzel, ein Bergknappe aus Frohnau, am 27. November 1492 am Schreckenberg den bekannten Schurf getan hatte, bei dem er eine reiche Silberader entdeckte, daß die Kunde von dem Erzreichtum bald in aller Munde kam, und die Grube gut angegangen war. Die rasche Entwicklung des Bergbaues in dieser Gegend, die eine emporstrebende Zunahme der Bevölkerung bedingte, ließ dem Landesfürsten bald die Anlegung einer Stadt für notwendig erscheinen. Am 21. September 1496 legte man den Grundstein zur „Neustadt am Schreckenberge“, dem späteren Annaberg. In den ersten Jahren des Bestehens der Annaberger Gruben strebte man danach, das gewonnene Silber möglichst an Ort und Stelle in gangbare Münze zu prägen. Zu diesem Zweck legte man eine Münze an, die sich nun in der Mühle zu Frohnau, oder auch in einem Anbau daran, befunden haben soll. In dieser Münze wurden wahrscheinlich vom Jahre 1498 an — denn diese Jahreszahl tragen die ältesten bekannten derartigen Münzen — die berühmten Schreckenberger, auch Mühlsteine und Engelsgröschchen genannt, geprägt, die den Ruf mit sich in alle Lande trugen:

„Bist ein reicher Annaberger,
Hast den Sack voll Schreckenberger.“

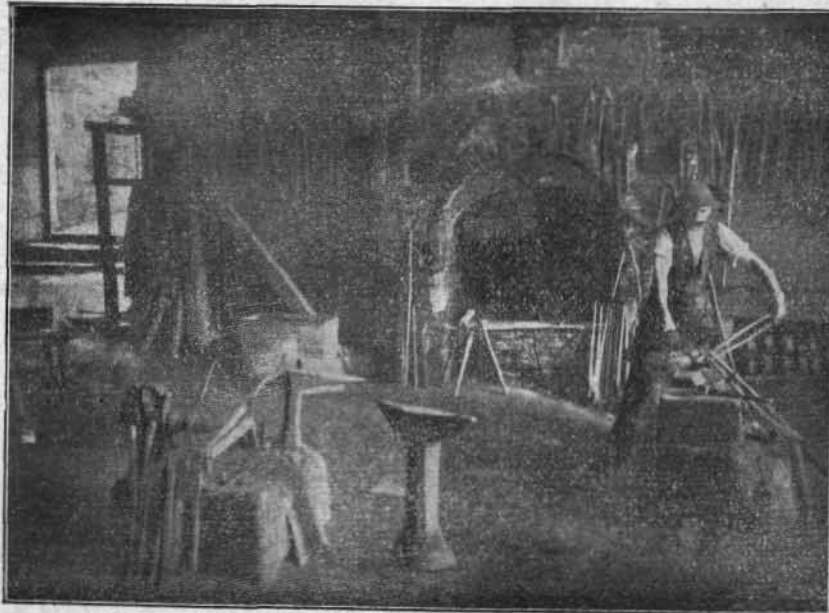
Als die — von Ienifius taberna temporaria bezeichnete — Münzstätte nicht mehr den an sie gestellten Anforderungen entsprach, wurde sie, sobald Annaberg als neue Bergstadt emporgeblüht war, dahin verlegt. Für den Frohnauer Hammer brach damit eine Zeit des Verfalles schon damals an.

Zu Beginn des 17. Jahrhunderts war der allgemeine bauliche u. wirtschaftliche Zustand der Obermühle ein gar schlechter, so daß der Mühlenvogt zu Annaberg dem Kurfürsten davon berichtet hatte. Als dann in der sogenannten Ripper- und Wipperzeit, der Zeit des 30jährigen Krieges, in der man geringhaltigere Münzen schlug, auch in Annaberg eine Münze wieder im Gang war, zog man die Frohnauer Mühle ein und richtete sie zu einem Silberhammer an. Mit diesem Umbau in einen Silberhammer wurde die Mühle zum Hammerwerk, das sie bis zur Jetztzeit geblieben ist. Am 25. Juli 1621 nahm die Münze in Annaberg ihre Tätigkeit auf, und man geht wohl nicht viel fehl, wenn man diesen Tag somit auch als den Geburtstag des Hammers als solchen bezeichnet. Bereits vor Ablauf zweier Jahre aber stellte der Silberhammer seine Tätigkeit wieder ein, da die Münze außer Betrieb kam. Das Werk blieb weitere 6 Jahre unberührt stehen, bis 1628 der Kurfürst wieder anordnete, die Mühle unter Zuziehung verständiger Werkleute zu besichtigen und mit Fleiß zu erwägen, ob es ratsam sei, daß sie wieder mit zwei Gängen zum Mahlwerke, auch mit einigen Kosten, ausgerichtet würde, oder welcher Gestalt sie sonst in anderem Wege zu beharrlichem Nutzen zu bringen sei. Zufällig trat der Scherenschmied

Stephan Hager, ein Exulant aus Steiermark, beim Mühlenamt als Käufer für das Werk auf, sodaß mit diesem am 29. Dezember 1629 der Vertrag geschlossen wurde. In der ersten Zeit des 30 Jahre in den deutschen Landen tobenden großen Krieges hatte man im Erzgebirge von Kriegsnoten außer einigen Durchmärschen kaiserlicher Truppen noch wenig verspürt. Erst vom Jahre 1629 an ergaben sich größere Schwierigkeiten, wobei auch unser Stephan Hager in seinem ersten Betriebsjahre sah, daß die Hoffnungen, die er auf ein gedeihliches Fortkommen seiner Arbeit gesetzt hatte, nicht erfüllt wurden. Trotz aller Bemühungen, die Hager sicher gemacht hat, war er weder in der Lage, das Kaufgeld zu entrichten, noch seinen sonstigen Verpflichtungen

in Bezug auf Abgaben nachzukommen. So mußte Hager bereits nach kurzer Zeit seinen Betrieb wieder aufgeben, da es ihm allein durch die ungünstigen Zeitumstände nicht gelungen war, mit seinem Gewerbe auf dem Erzgebirgsboden neue Wurzeln zu schlagen. Aus dem Eisenhammer sollte jetzt ein Kupferhammer werden. Am 9. Juli 1632 kam ein Kaufvertrag mit Jakob Kemnitzer zustande. Dieser begann seinen neuen Betrieb unter den hierfür ungünstigsten Verhältnissen. Kaum hatte er im Juli 1632 den Hammer übernommen, als darauf Anfang August der Vorstoß des Holschens Heeres unter Oberst Isak von Brandenstein vor Annaberg zog und alles brandschatzte und plünderte. Daß dabei auch das Hammerwerk nicht unversehrt geblieben ist, läßt sich wohl denken. Doch es gelang Kemnitzer trotz alledem, durch zähen Fleiß seinen Betrieb zu entwickeln, daß er das Angeld bezahlte und die Tagzeitgelder eine Zeit lang sogar regelmäßig abführen konnte. Inzwischen nahm der Krieg seinen Fortgang u.

Die Erzgebirgsbevölkerung hatte mehr und mehr darunter zu leiden, insbesondere noch, als nach der Niederlage Wallensteins bei Lützen am 6. November 1632 die rückziehenden kaiserlichen von neuem Schrecken und Verderben verbreiteten. Im nächsten Jahr kam General Holsk wieder ins Gebirge u. 1634 wütete der kaiserliche Oberstleutnant Schuch von Schuchthier hier. Die größten Drangsale brachte aber der von Kurfürst Johann Georg I. am 31. Mai 1635 geschlossene Frieden zu Prag. Hatte vorher nur die kaiserlichen im Lande gehaust, so wurden von nun an auch die Schweden zu Feinden und überboten die Leistungen der kaiserlichen in Raub, Erpressungen und Verheerungen. So wird berichtet, daß Banner nach den Bergstädten



Die Schmiede in Frohnauer Hammer.



Das Herrenhaus vom Frohnauer Hammer.

zog, die Schweden sich die besten Pferde wegnahmen und sich mit Kleidung, Schuhen, Stiefeln, Sätteln, Hufeisen, Nägeln usw. versahen. Diese Verhältnisse konnten für Kemnitzers Fortkommen keine guten sein. Das schrecklichste Jahr wurde aber das von 1639. Hin und her wogten die Truppen unter den verschiedensten Heerführern und steigerten Not und Verderben zum Höchsten. Zumal in der Nähe der Städte trieben es die Truppen besonders arg, wenn es ihnen nicht gelang, in diese einzudringen. So hatte das Dorf Frohnau und mit ihm der Hammer Kemnitzer als nahe bei der Stadt Annaberg gelegen besonders viel mit zu leiden. Als dann noch durch landesherrliche Anordnungen die Kupferhämmer in ihrer Gewerbefreiheit beschränkt

wurden, steigerte sich bei Kemnitzer die Not zum äußersten, und in seiner Bedrängnis klagt er dem Landesherrn in einem Bittschreiben seine Notlage. Kemnitzer hat den Hammer noch bis Michaelis 1641 betrieben, um dann in böhmischen Hämmern auf Arbeit zu gehen. Das war das Los so manchen alten Hammer Schmiedes, die dabei genau wie ich selbst — so klagte der Hammergeist — ihre Heimat verloren. Nach dem Scheiden Kemnitzers stand der Hammer wieder einmal verlassen da und es sollte ihn das gleiche Schicksal treffen, das fast alle anderen Hammerwerke um diese Zeit ereilte, er blieb 16 Jahre öde und leer stehen. Zugute ist dem Gebäude diese Zeit nichts gegangen, weil Wind und Wetter ihre zerstörende Arbeit ungehindert daran verrichten konnten. Der Hammer war wieder an den Kurfürsten zurückgefallen. Diesem stand so wieder das freie Verfügungsrecht am Hammer zu, und er ordnete an, das Werk zu verkaufen. Diesmal war es Gottfried Rubner, Bürger und Handelsmann zu Annaberg, mit dem der Kauf geschlossen wurde. Kurze Zeit, nachdem er den Frohnauer Hammer erworben hatte, kaufte er den ebenfalls im 30jährigen Kriege zerstörten Hammer in Schmalzgrube. Rubner war der erste, der das Kaufgeld pünktlich und regelmäßig bezahlte. Zunächst mußte Rubner daran denken, den Hammer wieder aufzubauen und in Gang zu bringen. Rubner selbst hatte das Schmiedehandwerk nie erlernt. Er mußte sich daher nach einer geeigneten Person umsehen, die ihm den Hammer einrichtete. So leicht mag ihm das nicht gefallen sein, denn er mußte erst einen gelernten Handwerksmann, David Martin, „persuadieren“, bevor dieser die Arbeit übernahm. Die Wiedergangbarmachung des Hammers nahm die Zeit bis in die erste Hälfte des Jahres 1660 in Anspruch. Er richtete demnach das Werk gut ein und wahrscheinlich in der Hauptsache so, wie uns der Hammer jetzt noch erhalten ist. Während wohl die Hammermeister bisher mit im Hammer in der in die Werkstatt balkonartig eintretenden Wohnung ihr Unterkommen gefunden hatten, kam jetzt ein besonderes gegenüber gelegenes Wohnhaus zum Hammer. Nach der Fertigstellung des Hammers nahm ihn der schon genannte Martin, der Tuchscheren- und Sensenschmied war, in Pacht. Als aber Rubner das Pachtgeld erhöhte, gab Martin den Pacht auf und kaufte sich weiter oben an der Sehma, etwa an dem Stück von der Annaberger Gasanstalt bis zur Pappfabrik von Eli Uhlig, unterm 6. Februar 1660 für 165 Gulden selbst einen alten Kupferhammer, eine ehemalige Schmelzhütte, zur Verwendung als Tuchscheren- und Sensenschmiede. Da die Hammer um diese Zeit im Gebirge stark im Aufblühen waren, herrschte an Hammerschmieden Mangel. Deshalb bekam Rubner keinen neuen Pächter. Am 23. April 1663 verkaufte er ihn weiter an Christoph Fischer, Bürger und Zainschmied zu Elterlein. Das Werk ging damit an eine Familie über, in deren Besitz es sich erstmalig vererben sollte. Fischer erwarb den Hammer nebst Wohnhaus und zwei Wiesen, sowie alles, was an Fludern, Rädern, Wellen, Bälgen, Amboßen, Zapfen, Ringen und anderem Eisenzeug vorhanden war, auch alle mit dem Hammer verbundenen Rechte und Gerechtigkeiten. Weiter kaufte Fischer von Rubner eine bei dem Zainhammer gelegene Pochstatt. Nach Fischers Tod erhielten die Ehefrau Barbara und der Sohn Christoph 1670 den Hammer in Lehn. Nach dem Tode der Barbara Fischer verpachtete ihr Sohn Christoph, Stadtrichter zu Zwönitz, den Hammer an den Meister Johann Claus, Zain- und Zeugschmied, bis dieser das Werk 1684 übernahm. Im Besitze der Familie Claus entwickelte sich das Werk zu seiner höchsten Blüte. Johann Abraham Claus hatte zwei Söhne und eine Tochter Johanne Doretha, die sich mit dem Zainschmied Jakob Martin, dem Besitzer des Berg-, Zeug-, Schaar- und Eisenhammers zu Oberschönau, dem jüngsten ehelichen Sohne des gewesenen Erbbesizers dieses Hammers, Johann Christian Martin, verehelichte. Das Aufgebot zu der Trauung erfolgte am 1. August 1764. Von dieser Zeit an war Martin Besitzer des Frohnauer Hammers. Es geht dies wenigstens aus der Jahreszahl in einer Inschrift hervor, die über der niederen Tür zur Arbeitsstätte des Hammers in Stein gemeißelt zweigebekrängt unter einem Amboß zu lesen steht:

„Jakob Martin

No. 1766

Es gönn mir einer was er will —
So geb ihm Gott zweymal so viel.“

Diese sinnige Erwidernung Martins, mit der er Gutes und Schlechtes in doppeltem Maße wieder wünschte, war an die wandernden Handwerksburschen gerichtet gewesen, die beim Vorüberstreifen an der Schmiede ihr „Glückauf“ dem Meister und seinen Gesellen mit einem mehr oder weniger frommen Wunsch in die lärmende Werkstatt zuriefen. — Nach dem im Februar 1803 erfolgten Tode Jakob Martins erhielten zunächst dessen Erben den Hammer in Lehn, bis diesen die Miterben Johann Gotthold und Johann Wilhelm 1804 erwarben. Nachdem beide zunächst zusammen den Hammer betrieben hatten, kaufte Johann Wilhelm von seinem älteren Bruder 1811 dessen Anteil, sodaß er jetzt Alleinbesitzer war. Als letzter Hammermeister kaufte Gustav Wilhelm Martin am 3. Februar 1857 das Werk aus den Händen seines Vaters. Gustav Wilhelm Martin wurde später aber zur Aufgabe seines unwirtschaftlichen Betriebes gezwungen. Die Betriebsweise des Hammers war von altersher dieselbe gewesen. Das Roheisen wurde in den beiden laminartig gebauten Herdfeuern, die den Wind von zwei Kastenblasebälgen erhielten, die durch sinnreich konstruiertes Gefänge bewegt wurden, gefrischt und dann unter den 3 großen Schwanzhämmern zu Stab oder dergl. Eisen, wie es gebraucht wurde, ausgezaint, d. h. gestreckt. Die 3 Hämmer sind bis zu 6 Zentner schwer und konnten bis 100mal in der Minute auf den Amboß niederschlagen. Sie sind so gebaut, daß in einem Gerüst ein mächtiger Hammerstiel eingelagert ist, an dessen einem längeren Ende der Hammerkopf befestigt ist, während das andere kürzere von Zapfen niedergedrückt wird, die an der hinter dem Gerüst befindlichen Triebwelle befestigt sind. Dadurch hebt sich vorn der Hammerkopf, bis er durch das Abschnappen des hinteren Hammerstiels am Zapfen der sich drehenden Welle mit seiner vollen Schwerkraft, die noch durch einen elastischen Keitel erhöht wird, niederfällt. Die mächtige, aus einem Baumstamm gefertigte Welle wurde ebenso wie die Blasebälge und ein in einem Nebengebäude untergebrachter großer Schleiffstein durch die Wasserkraft der an dem Werk vorüberfließenden Sehma betrieben. In dem Hammer wurden Waffen, Ackergerät, Handwerkszeug u. dergl. gefertigt, auch größere Stücke, wie ein mit Inschrift versehenen Amboß und ein angefangener Hammerkopf für die großen Hämmer zeigten. Daß die Hammerschmiede aber auch kunstvolle Arbeiten fertigen konnten, beweist der an der Eingangstür zur Werkstatt angebrachte Türklopfer, ein Meisterstück, das schon vielfach Bewunderung hervorgerufen hat. Das in dem Hammer geübte einfache Verfahren konnte aber mit dem Emporblühen des deutschen Wirtschaftslebens und der Technik nach dem Kriege von 1870/71 nicht mehr Schritt halten. Nachdem zunächst 1895 der regelmäßige Betrieb eingestellt worden war, erfolgte 1904 die vollständige Stilllegung des Werkes. Inzwischen war auch Martin alt geworden und es bestand die Gefahr eines Verkaufs oder Abbruchs des Hammers. Der Bezirksverband der Amtshauptmannschaft Annaberg entschloß sich zunächst, dem Heimatchutz zu dienen, indem er sich 1907 das Vorkaufsrecht an dem Besitz sicherte, bis weitere Mittel und Wege zur Erhaltung des Heimatzeugen gefunden waren. Erfreulicherweise bildete sich auch ein Verein, der Hammerbund, der die beträchtlichen Mittel aufbrachte und 1908 den Hammer erwarb und bis auf den heutigen Tag so betreut hat.“

Damit war der Hammergeist am Ende seiner mir so interessanten Erzählung, die ich nun unseren Erzgebirgischen Heimatblättern einverleibe als der Chronik des Erzgebirges. Damit soll zugleich dem Hammerbund und allen Besuchern des Hammerfestes ein Geburtstagsgeschenk bereitet werden. Enkel und Ur-enkel aber sollen den Hammergeist in sich aufnehmen und von dem alten Hammer stolz im Lied bekennen, daß er

dr Stolz is von unnern Erzgebärg!



Reiter ohne Ziel

**Abenteuer-
Roman
von
Will Kröger**



(1. Fortsetzung.)

„Oho, Lee, kneifen gilt nicht! Du weißt sehr gut, daß Ethel Stanford jetzt meine Braut ist. Mein Schwiegervater hat mich soeben angerufen und mir erzählt, daß du in der Bar warst. Scheint dir doch nahe zu gehen, das mit Ethel.“

„Nicht sonderlich, Sergeant... Warum soll ich mir einer Liebchaft wegen Kopfschmerzen machen? Nun ja, Ethel war eine ganz nette Liebste...“

Das hat gefessen! Sergeant Zeemann springt von seinem Stuhl auf und beißt den Vorgesetzten heraus.

„Jackson Lee! Du vergißt, daß du noch Soldat, daß ich dein Vorgesetzter, und daß Ethel Stanford meine Braut ist.“

„Weiß, weiß, Sergeant! Darum war Ethel Stanford doch meine Liebste. Sie selbst hat sich dazu degradiert. Ein ordentliches Mädchen hält dem Manne, der im Felde steht, die Treue und läßt sich nicht von achtzigtausend Dollar beschwätzen...“

„Kein Wort mehr, Lee! Du denkst wohl, weil du in Frankreich warst, kannst du deinem Vorgesetzten übers Maul fahren. Wir haben auch unseren Teil getan... Wenn es uns auch nicht vergönnt war, mit der Waffe zu kämpfen.“

„Warum nicht, Sergeant?“ fragt Jackson mit dem erstaunten Gesicht eines Schuljungen. „Sie hätten sich freiwillig ins Feld melden sollen, Sergeant! Allerdings, dann hätten Sie nur Ihre Löhnung bekommen und wären heute ein ebenso armer Teufel wie ich es bin.“

„Davon verstehst du nichts, Jackson Lee! Nicht nur mit den Fäusten ist der Krieg ausgefochten worden, Amerika brauchte auch Köpfe...“

„Wie den Euren, Sergeant...“

„Ja, den meinen! Wäre ich nicht gewesen, wer weiß, ob du drüben an der Front immer dein Fleisch gehabt hättest. Eine ganze Armee habe ich verpflegt.“

„Und nicht schlecht dabei verdient...“

„Jackson Lee, geh in die Barake 2, dort melde dich beim Wachhabenden!“

Bergnügt, daß es ihm vergönnt war, Price Zeemann einige Wahrheiten zu sagen, geht Jackson. Draußen hocken einige Gefangene an der Baradenwand und lassen sich von der Frühlingssonne bescheinen. Ausschließlich junge, kraftvolle Gestalten sind es, die wenigstens nicht über mangelnde Ernährung zu klagen haben, wenn auch das Los, im fernen Amerika hocken zu müssen, während daheim in Deutschland alles drunter und drüber geht, schwer genug ist.

An dem Gesicht eines Gefangenen bleibt Jacksons Blick haften, und auch der Gefangene wird aufmerksam, blickt erstaunt und hat dann ein kleines vertrauliches Lächeln.

Wo habe ich den Deutschen nur schon gesehen? fragt Jackson Lee sich und tritt endlich, als er nicht darauf kommen kann, an den Trupp heran. Aus allen Taschen holt er Zigarettenpakete und verteilt sie freimütig, womit er sich bei den nach Tabak hungernden Deutschen bestens einführt.

„Dein Gesicht kommt mir so bekannt vor, Kamerad!“ wendet Jackson sich an den Deutschen. „Woher kennen wir uns eigentlich?“

Der Deutsche raucht eine der gespendeten Zigaretten an, streicht sich das starke, braune Haar aus der Stirn und antwortet in fließendem Englisch:

„Ich denke, du und ich, wir haben uns ausgiebig kennen-gelernt... März vorigen Jahres... bei der großen deutschen Offensive... Wir, die Deutschen, befanden uns auf dem Vor-

marisch... standen vor dem Holnon-Wald und wollten erkunden, ob der Wald schon von Euch, den Amerikanern, geräumt ist...“

März 1918. Deutschland holt zu einem Riesenschlage aus, ergreift an der Westfront die Offensive. Schlachten gigantischen Ausmaßes, die Deutschen dringen Hunderte von Kilometern in Feindesland vor. Franzosen, Engländer und Amerikaner sind völlig überrascht und geben ihre Stellungen in regelrechter Flucht auf.

Vor dem mächtigen Holnon-Wald, der noch vor wenigen Tagen tiefste Etappe der Entente-Truppen war, stehen die Deutschen. Ist der Wald noch besetzt oder hat der Feind ihn schon geräumt?

Im ersten Morgengrauen macht sich eine deutsche Patrouille, ein Leutnant und vier Mann, auf den Weg, um den Wald zu erkunden. Sie dringen ein in das weglose Gestrüpp, vom Feinde ist nichts zu sehen. Schon ist die Patrouille im dichten Wald, überall stehen aus dicken Baumstämmen gefügte Blockhütten, leer sind sie, die Hütten, vom Feinde geräumt.

Urpöhlisch wird die tiefe Stille von mörderischem Maschinengewehrfeuer zerrissen. Die fünf Deutschen werfen sich

(Fortsetzung siehe Seite 7.)

Aus dem Reiche der Mode



Schlichte und garnierte Sommerkleider

1. Blumenbedruckte Kreppseide ist das Material zu diesem Nachmittagskleid, dessen Rockweite vorn gesammelt ist, und dessen ausfallende Ärmel vielfach gerafft eingeseht sind. — 2. Vormittagskleid aus kunstseidenem, grünem Panama mit hübscher, westenartiger Nahtteilung, gesteppten Ärmelausschlägen und Taschen und einem schmalen Kragen und breitem Gürtel, die ebenfalls mit Steppnähten verziert sind. — 3. Kleid aus gelber Waschseide mit interessanten, hochgestellten Ärmeln, die einer schmalen Querpasse angeordnet sind, durchgeknöpfter Taille und Faltenrock. Weiße Bireeschleife am Hals.



In der gemütlichen Hammerschänke

So schu lang auf Dir gelauert, weil ick Diech nār ho . . .

Wenn wir unsere Bilder hier betrachten, empfinden wir etwas von der Behaglichkeit, die uns in der alten Hammerschänke erwartet. Hier ist eine erzgebirgische Einkehrstätte nach eigenem Charakter ge-

schaffen worden, die mit dem Hammer eng verbunden bleibt. Das alte Herrenhaus, in dem die Einkehrstätte ja untergebracht ist, hat der Hammer unter der Zeit Gottfried Rübners bekommen und das ganze Gebäude trägt den Charakter jener Zeit. Hier haben die altangesehenen Hammerbesitzer mit ihren Familien gewohnt und haben ein schlichtes frommes Leben geführt. Die alte Bergmannszeit ist mit ihrem ganzen Brauchtum hier von jeher lebendig geblieben und wir haben oft zur Zeit, als der alte Martin den Schankbetrieb für den öffentlichen Verkehr eingerichtet hatte, mit ihm geplaudert über seine Vorfahren und über die ehemaligen Hammerbesitzer, von denen noch manches Andenken in der Hammerschänke verwahrt wird. Vergessen lag damals der Hammer im Grund, mehr oder weniger vergessen lag aber auch die alte Hammerschänke. Wer immer in ihr einmal einkehrte, der empfand ohne Ausnahme etwas von der seltenen Schönheit des Raumes, der aus allen Winkeln echt erzgebirgische Art und Gemütlichkeit ausströmt. Ehe wir es uns versahen, nahm der alte Martin die Laute von der Wand, reichte sie uns zu und gar bald ward es lebendig und lustig in unserem Kreis. Wir sangen alte frohe Erzgebirgslieder ernster und humorvoller Art, wie sie uns in den Sinn kamen. Und bei solchem Sang und Klang rückte oft die mitternächtige Stunde bedenklich näher. Zogen wir heim, dann grüßte der volle Mond gar lustig durch das Blätterdach der alten Linde und

wünschte uns eine „Gute Nacht“. Lang, lang ist das her. Aber mit großer Freude haben wir auch die neue Zeit einziehen sehen in der alten Hammerschänke. Ein neuer Hammerwirt, Max Lorenz, kam und mit ihm ein neuer aber fröhlicher Geist. All-



Das alte Herrenhaus vom Frohnauer Hammer.

das, was die Hammerschänke an eigener Art barg, das verstand er zu heben gleich wertvollem Schatz, der den alten frohen Hammergeist noch heute ausmacht. Die alten Hammergesellen waren trinkfeste Männer und waren ein ehrlich frohes Bößchen, deshalb mußte es lustig zugehen in der Hammerschänke. Lieber Leser, liebe Leserin, geht selbst einmal hinein in diese alte Schänke am Frohnauer Hammer, du wirst verspüren, daß dieser frohe Geist der alten Hammergesellen, die einstmals dort einkehrten und ihren Humpen huben, lebendig geblieben ist bis auf unseren Tag. Da klingt mit frohem Taktschlag noch heute das alte Hammerlied und wer immer in die Schänke tritt, singt und summt es mit, weil es so lustig ist, daß man seinen Inhalt gar nicht erst zu erlernen braucht. Er liegt im Takt des Liedes selbst

und wer schon in die Stube tritt, der kann und singt aus Herzenslust mit. Das ist so recht die erzgebirgisch-frohe Art, wie wir sie lieben und wie sie den Charakter unserer Heimat ausmacht. Heimatlied und Heimatfang sind noch heute um die alte Hammerschänke drunten im Tal und sie machen den ganzen Zauber aus, den diese vielgepriesene Einkehrstätte des Erzgebirges ausströmt. Sie aufzusuchen, gehört mit zum Erlebnis jeden Hammerbesuchers. Deshalb laden wir auch Dich, Du lieber Leser, ein: So schu lang auf Dir gelauert, weil ick Diech nār ho! Nun komm, tritt ein und bring auch Du in die altehrwürdige Hammerschänke Deinen Frohsinn, Dein Glück hinein. Glück auf! S. Sdl.



Eine Gaststube im Frohnauer Hammer.

In Frohnaa guckt e Wirtshaus bei der Hammerlind raus,
's is sei a e Tafl dra, die zeigt's en Seden ah:

Hier is de Hamm'r'schänk, die weiß un brat bekannt, net nār in Urzgeberch, nā a in ganzn Land,
On gießt mr dort verbei, do kehrt mer gerne ei, mr ißt un trinkt dort gut, un hat ka Nut!

(Nach Günthers „Drackschänk“-Lied von S. Sdl.)

(Fortsetzung des Romans von Seite 5.)

zu Boden. Von den Bäumen herab wird geschossen. Deutlich sehen die Deutschen die auf den Bäumen eingerichteten Schießstände. Amerikaner sind es, die da oben hocken und ein verdammtes genaues Feuer auf das Häuflein Deutscher abgeben. Deren Lage wird unhaltbar, immer näher kommen die Einschläge der Kugeln. „Zurückfrieren!“ befiehlt der Leutnant. Eng mit dem Boden vermählt, rutschen die vier Soldaten zurück, als letzter folgt der Offizier. Aber das Feuer folgt ihnen.

Hinter einem Stapel Stollenholz zum Absteigen der Unterstände fassen die Deutschen Posten und eröffnen aus ihren Gewehren das Feuer auf die Baumstümpfe. Als die Maschinengewehre eine Weile schweigen, gibt der Leutnant den Befehl zum Rückzug. Sein Auftrag ist sowieso ausgeführt. Der Wald ist vom Gros des Feindes geräumt, was sich dort noch aufhält, sind zurückgelassene Sicherungen, die die Ankunft der Deutschen melden sollen.

Das wieder einsetzende Maschinengewehrfeuer ignorierend, laufen die fünf Deutschen durch den Wald. Längst müßte die Dichtung erreicht sein, man muß sich verlaufen haben. Der Leutnant bleibt stehen und orientiert sich an Hand seines Kompasses. In der Tat: man ist zu weit nach links gelaufen.

Plötzlich bemerkt die deutsche Patrouille, daß einer von ihnen fehlt. „Wolter fehlt, Herr Leutnant!“ „Dann zurück wir müssen ihn suchen, er kann verwundet sein!“ lautet die Antwort des Offiziers. Die vier Deutschen gehen den Irrweg zurück, rufen leise nach dem Vermissten, bleiben horchend stehen, nichts.

Da! Alles wirft sich hin. Gewehrfeuer von hinten! In fünfzig Meter Entfernung wimmelt ein Haufe von zwanzig, dreißig Amerikanern durch die Bäume, schleicht durch das Unterholz heran. Die Deutschen feuern wie besessen, und es gelingt ihnen schließlich, den vom Feind bereits abgeschnittenen Rückweg zu den deutschen Linien wieder freizubekommen.

Wolter muß aufgegeben werden. Wenigstens vorläufig. In einer Stunde schon kann der Wald von den deutschen Truppen besetzt sein, vielleicht findet man dann den Vermissten. Auch möglich, daß er sich auf anderen Wegen zur Truppe durchgeschlagen hat.

Musketier Ferdinand Wolter ist verwundet. Mit einem Oberschenkelschuß schleppt er sich durch den Wald. Das Gewehr läßt er nicht aus den Händen. Er will nicht in Gefangenschaft geraten, nein, nur das nicht! Vor ihm, hinter ihm, links und rechts, manchmal nur wenige zehn Meter entfernt, sind Stimmen, Rufe, Kommandos. Englisch, mit dem breiten Akzent des Amerikaners.

Wegen des starken Blutverlustes erschöpft, bleibt Wolter stehen, sinkt dann in einer plötzlichen Schwäche zu Boden, horcht wie ein angeschossenes Wild in den Wald hinein. Mühselig kriecht er zu einem nahen Unterholz, um sich dort zu verbergen. Es kann ja nicht sehr lange dauern, dann kommen die Deutschen.

Von allen Seiten dringen Stimmen der Amerikaner in sein Versteck, sie rufen einander an, um sich zu sammeln. Und der Sammelpunkt — das merkt Wolter mehr und mehr — muß seinem Versteck nahe sein. Immer deutlicher werden die Stimmen, Unterholz bricht knappend.

Wolter rappelt sich auf, er hat jede Orientierung verloren und kriecht in der Richtung, aus der die wenigsten Stimmen kommen. Plötzlich steht ein Amerikaner vor ihm, in nur zwanzig Meter Entfernung. Beide sehen sich gleichzeitig. Ehe Wolter, durch den Blutverlust am Ende seiner Kräfte, sich zum Schießen bereit gemacht hat, ist der Amerikaner bei ihm und nestelt an seiner Revolvertasche. Den Augenblick, wo das widerspenstige Leder der Revolvertasche sich nicht öffnen lassen will, nützt Wolter aus. Er reißt sein Seitengewehr aus der Scheide und dringt auf den Amerikaner ein.

Wie durch Nebel sieht Wolter, daß der Amerikaner nunmehr seine Waffe in der Hand hat und schießt. Mit letzter Kraft sticht Wolter zu, dann sinkt er ohnmächtig um.

Als er wieder zu sich kommt, sieht er sich von Amerikanern umgeben. Also doch gefangen. Er liegt auf einer aus jungen Bambusstämmen errichteten Bahre, neben ihm liegt der Amerikaner, dem er es zu verdanken hat, daß er sich als gefangen betrachten muß. Auch jener ist verwundet, gerade ist ein amerikanischer Sanitäter dabei, eine Stichwunde in der Hüfte zu verbinden. Die Gesichter der herumstehenden Amerikaner verzerrten und verwirren sich, Wolter wird wieder ohnmächtig.

(Fortsetzung folgt.)

Nooch'n Feieroehm

In April schicken!

Von Laura Herberger, Buchholz.

(Nachdruck verboten.)

In meiner Kindhat gobs imm'r viel Spaß unn'r uns Kindern, wenn dr arschte April kam; jeds Kind freuet sich schüh e paar Tog virhar drauf, seine Schulkameraden un Freund emol aazeführn. Vos is do gelacht wurn! „Du, Emil, dei Schulranzn is auf!“ Oder: „Erna, du hast dei Haarschlaf v'r-lorn.“ Un wenn sich dos Aageführte geschwind drnooch imsoog (umfah), ruffet dos ann're Kind mit grußn Lachn: „Arschtr April!“

War noch nischtr drou wußt, wur manchmol tüchtig aazeführt. Esu giengs ne neie Dienstmadel benn Braumaas'r Lammel. Dos war 16 Gahr alt un war ne 1. März bei seiner Harrschaft aazetrain. Nu hat se emol unn'r dann Nachbrkinn'rn gehärt, wie ans zun ann'rn saht: „Loß diech vei nett in April schick!“ Nu freget se de Fraa Lamm'in, wos däh dos ze bedeuten hätt, „in April schick?“ Do gob 'r de Lamm'in zr Antwort: „Dos muh Jeds salbr drlabn“ (erleben).

Wie nu dr März bal' ze End gieng, hat sich de Fraa Lamm'in en Schpaß ausgedacht. Se gieng zu ihrn Kaufmaa un saht, se wellt ihr neis Dienstmad'l morg'n in April schick

un do wellt se zu dann Madl sogn (sagen), se sellt von Nachbr-Kaufmaa dann beschelln Ras' (Räse) huhl. Se wir dann Madl ihr klaa Handwagl mietgabn un dr Kaufmaa sellt schüh heit Ohmd senn Schleiffstaa in racht starks Papier v'r'schnürn un nohert, wenn ihr Madl morgn kam, dos Packet off's Wag'l legn.

Dos machet dr Kaufmaa genau esu, wie's de Fraa Lamm'in wünschet; denn dos war e gute Kundin. Dos Mad'l obr konnt sich nett genung wunn'rn, doß ihr Harrschaft esu viel Ras' off emol kaafet. Dos müht'n doch wuhl e zah Pfund sei!

Wie se mit ihrn Wag'l benn Braumaas'r in Huf neifuhr, schtand dar gerod benn Psaarschtall. 'r freget dos Mad'l, wos se däh do gefahrn brächt? Antwort: se hätte den beschelltn Käse holen müssen.

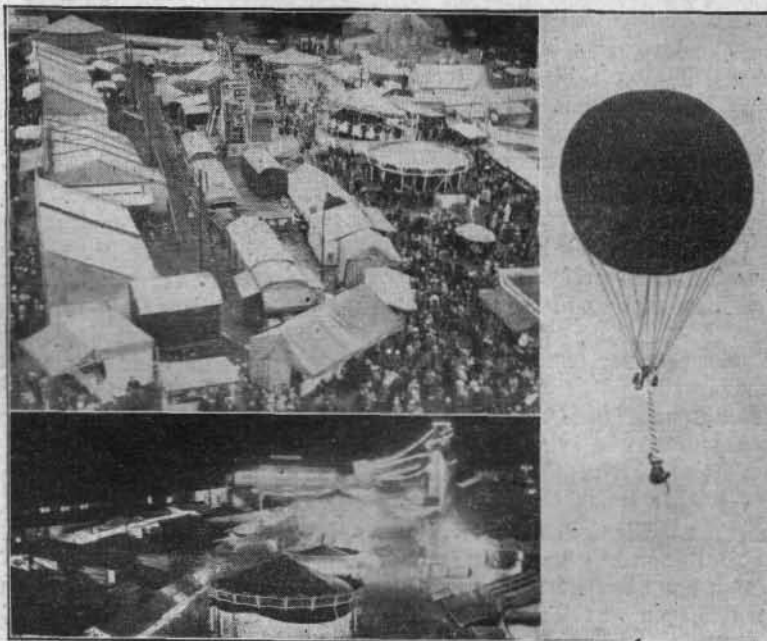
Dr Braumaas'r mahnet, dozu brauchet se obr doch känn Wogn (Wagen). 'r schlug de Deck zerick un well dann Ras' rausnamme. Obr kaum hat 'r dos Packet agetast, läßt 'r de Hand wag, dos is doch schwer wie Eise! Nu kimmt sei Fraa raus un sogt mit Lachn: „Bun dann Ras' warn mr wuhl e ganz Gahr affn könne.“ Un wie ihr Maa dann Schleiffstaa ausgepackt hat, gieng arschtr racht e gruß Gelächtr lus un de Lamm'in saht zu ihrn Dienstmad'l: „Na, nu wähte wie's is, wenn mr in April geschickt ward.“ —

De Annebarger Kat

Wenn in dr lieben Frühlingszeit
's Pfingstfast is vorbei,
Do kimmt für unnern Erzgebirg
E Fast gleich hinnerdrei.
De Klän'n un ah de gruñ Leit
Hobn sich schu lang drauf gefrat,
Dann 's is e racht vergnügts Fast:
De Annebarger Kat!

Un weil mr zu en fettn Fast
Zieht ah gern nobel lus,
Kaaff's Rosel sich en neie Hut,
Un dr Paul e neie Huf.
's Frihel kriegt e Seppelgad,
Un 's Diefel ah e Kläd.
Nu hobn se allezamm wos Nei's
Zur Annebarger Kat.

Zu Mittig schmeckt en gar net mehr
Dr allerschönste Reis,
Weil jeder an wos annern denkt;
Un Wörschteln un an Eis!
Beim A'ziehe schwimme allezamm
In lauter Seligkat.
Weil's nár nu endlich föder gieht
Zur Annebarger Kat.



Un kimmt mr nocherts naus of'n
Do fa mr wos drelabn. [Platz.
Wos mr sich finst net traame läßt,
Dos tut's dort werklích gabn.
E Achterbahn, e Riesenrod,
Un Reitschul'n wie gejöt.
Do möcht mr überol mol fahrn
Zur Annebarger Kat.

Un wenn dr Paul in Bierzelt drinne
E Glos getrunken hot,
Do spricht de Rosa nocherts geschwind:
„Iech dächt, du hättst bal' foot.
Du brängst mit deiner Sauferei
Mied um de ganze Fraad.
Mit dir, do war iech 's lehte Mol
Of dr Annebarger Kat.“

Un Schaubuden sei ah miet do
Mit Aff'n un mit Bar'n,
Un ah e Maad, dar hagen tut,
Doh 's en fa gruñlich war'n.
Un gleich drnabn dr Herkules
Is riesengruñ un brat.
'r is dr allerstärkste Maad
Of dr Annebarger Kat.

's Frihel hot e Wörschtel kriegt
Un troppt nu of de Gad.
Ma 's Diefel hot in neie Kläd
Schu Himbeerwasserlad.
Dr Rosa hot's von Riesenrod
Ne Hut in Matsch geweht,
Un ne Paul sei Huf' 's aa ganz draad'g
Troh Annebarger Kat.

Gegnüber is aa noch e Bud,
Wu Nigen drinne sei.
Do tritt dr Paul un guckt un guckt
Un ging am liebbsn nei.
De Rosa spricht: „Du hast ja mied!
Wos willstest bei die Maad?“
De Fraa hot abn aa 's lehte Wort
Of dr Annebarger Kat!

Dr Nachbriuh', dr Schuster-Hans,
Dar rennt paar Maad'n nooch.
Of emol bläbt 'r u'schuldig stieh',
Weil 'r sen'n Vater soohg.
Dar aber hatt' schu lang bemerkt
Sen Gung un aa die Maad.
Doch drückt 'r heit gleich zwä Mägn zu
Zur Annebarger Kat.

Wenn ohmds nocherts alle Lichter brenne,
Do is nochmol su schieh.
Doch ward's nocherts aa von sachten Zeit,
Bal' miet ehäm ze gieh.
Mr rachnet sich de Ausgobn zamm:
Dos is fá Klänigkät!
Ach wos! 's is blus emol in Gahr
De Annebarger Kat!

W. H.